

ebenso wie der Grenzbalken zwischen gläubig und gottlos, dann entfallen im Grunde alle Belehrungs- und Missionskonzepte, und an ihre Stelle rücken die geprellten, verführten und betrogenen Menschen selbst. Sie sind nicht die Repräsentanten einer verwerflichen Lehre, so daß sich ein Lehrdisput vom Zaun brechen ließe, sondern zuerst sind sie *Opfer* einer dem Tod zugewandten Gesellschaft und einer dagegen das Leben nur undeutlich bezeugenden Kirche. Die Lehre geht allzu schnell ins Leere, denn es ist ja gerade die Erfahrung der Leere von entlebten Lehren, die in diese Kulte treibt.

Die geglaubte Menschlichkeit Gottes bezeugt sich den Verächtern des Glaubens in der ihnen zugewandten Menschlichkeit des Menschen. Es ist vor allem die Entmenschlichung unserer Gesellschaft, die den verschiedenen Kulturen ihre Anziehungskraft gibt. Alle Rede dagegen bleibt hohl und unglaubwürdig, solange sie nicht auch konkrete Gegenerfahrungen anzubieten hat — ob da die Schule überhaupt ein geeigneter Ort ist, müßte einmal überlegt werden. Mir scheint es jedenfalls für eine problemorientierte unterrichtliche Bearbeitung der Phänomene nur höchst begrenzte effektive Wirkungsmöglichkeiten zu geben, zumindest im Blick auf die Schüler, die bereits Begegnung mit den religiösen Kulturen pflegen. Pausbäckige theologische Schelten verbieten sich ohnehin, so daß ich hier nur empfehlen kann, sich eng an die geäußerten Fragen und an die zu spürenden Nöte und Probleme der Betroffenen zu halten. Damit will ich nun ganz und gar keine generelle Option für den Religionsunterricht abgeben, sondern nur eine Mahnung zur Bescheidenheit im theologischen Umgang mit dem Satan aussprechen...

Wenn ich jetzt hier abbreche, werden Sie mir vielleicht entgegenhalten, daß ich zu dem Entscheidenden ja noch gar nicht gekommen sei, da Sie doch wissen wollen, wie in der Schule konkret damit umzugehen sei. Und ich antworte Ihnen, daß ich als *Theologe* schon glaube, zu dem Entscheidenden gekommen zu sein, daß aber all die nun in der Tat nötigen praktischen Realisierungen in die Kompetenz von Psychologen, Soziologen und Pädagogen fallen. Man sollte hier die Theologen nicht überfordern; sie sind nicht Mädchen für alles, sondern haben die Fragen und Probleme unserer Zeit in das Licht des biblischen Zeugnisses zu ziehen. Wenn man zuviel oder Unzutreffendes von den Theologen erwartet, dann verlegt sich allzu schnell ihre Antwort auf apologetische Lehren, und damit wäre ich dann wieder bei den Versuchungen, mit denen ich mein Referat begonnen habe.

Prof. Dr. Michael Weinrich, Kilianstr. 78c, 4790 Paderborn

Vor politischen und kirchlichen Oberen schreckte sie nicht zurück

Ina Gschlössl wird 90 Jahre

Ilse Härter

Wer dieser frühen rheinischen Theologin begegnete, konnte nicht unbeeindruckt bleiben. Sie entsprach nicht dem Frauenideal vor und zwischen den beiden Weltkriegen. Sie war eine emanzipierte Frau. Sie war eine gebildete Frau, in ihrem Denken klar und kritisch. Sie war keine bequeme Gesprächspartnerin. Und doch steckte hinter ihrer kantigen Art ein tiefes Empfinden und Mit-Leiden mit anderen, Solidarität mit den Niedrigen und Entrechteten, für die sie auf die Barrikaden zog. Sie war kein angepaßter Mensch. Sie schreckte vor politischen und kirchlichen Oberen nicht zurück. Das haben die, die ihr begegnet sind, ihr Leben lang beobachten können.

Von ihrem privaten Leben haben wir, die ihr nahe standen, nur gelegentlich ganz beiläufig etwas erfahren. Die täglichen Herausforderungen waren für sie viel wichtiger.

Sie wurde am 13. Dezember 1898 in einer Beamtenfamilie in Köln geboren. Schon ihre Mutter war berufstätig gewesen als Kindergärtnerin, davon zehn Jahre in einem deutschen Kindergarten in London. Nach ihrer Schulausbildung in Köln legte Ina Gschlössl zunächst das Lehrerinnenexamen für das Lyzeum ab, wie es in jenen Jahren häufig der Fall war bei Frauen, ehe sie ein Universitätsstudium begannen, das keine Berufsmöglichkeiten garantierte. Sie wählte evangelische Theologie. Entscheidend wurde für sie ihr Studium in Marburg bei von Soden, Hermelink und Tillich. Hier begegnete sie auch den Theologinnen Annemarie Rübens, Elisabeth von Aschoff (verh. Bizer) und Anne Schümer (verh. Traub), die später wie sie in Köln arbeiteten.

Schon in der Marburger Zeit profilierte Ina Gschlössl sich zusammen mit diesen drei Studentinnen in der Theologinnenfrage. Nachweislich traten sie ab 1925 für das volle Pfarramt für Frauen ein. Sie waren mit diesem Berufsziel eine Minderheit im 1925 in Marburg gegründeten Verband evangelischer Theologinnen in Deutschland, in dem sie für kontroverse Auseinandersetzungen sorgten. Die Mehrheit des Verbandes trat für ein besonderes, dem weiblichen Wesen entsprechendes Amt für die Theologin ein, das dem männlichen Pfarramt zugeordnet, jedoch in eigener Verantwortung geführt werden sollte. Dieser Gegensatz führte 1930 zur Abspaltung der Minderheit und zur Gründung der Vereinigung evangelischer Theologinnen.

Die in „Die Christliche Welt“ und anderen Zeitschriften gerade auch von Ina Gschlössl veröffentlichten Artikel zur Frage der Theologin oder „Frau und Kirche“ klingen bis heute nicht überholt.

Im Februar 1927 legte sie in Marburg das Fakultätsexamen ab. Wohl wurde am 9. Mai 1927 das 1. Vikarinnengesetz in der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union veröffentlicht, das für Frauen das kirchliche Examen ermöglichte, aber das trat noch nicht sofort in Kraft. Ina Gschlössl schrieb zusammen mit Annemarie Rübens einen geharnischten, kritischen Artikel gegen dieses Gesetz in der Zeitschrift „Die Christliche Welt“. Sie nannten das Gesetz „rückständig, unorganisch und unlogisch“ und betonten, daß damit das Amt gespalten und der Grund zu einer Frauenkirche neben einer Männerkirche gelegt würde. Es fällt auch bei diesem Artikel, der als Antwort auf eine Stellungnahme von Generalsuperintendent D. Schian zum Gesetz gedacht war, wieder auf, wie klarsichtig die Analyse war und wie deutlich die Schwachstellen des Gesetzes erkannt wurden. Es war wohl typisch für Ina Gschlössl, daß sie das jetzt für Theologinnen konzipierte zweite theologische Examen für sich ablehnte. Da es für Frauen einige andere Prüfungsfächer als für Männer vorsah — wobei Anregungen anderer Theologinnen berücksichtigt worden waren —, sah sie dieses 2. Examen nicht als gleichwertig an.

Bemerkenswert ist auch, daß Ina Gschlössl etwa um 1928 — wie auch die drei anderen Theologinnen in Köln — der SPD beitrug. Es kamen sicher mehrere Beweggründe bei ihr zusammen, die sie zu diesem Schritt bewogen: die Betroffenheit über die sozialen politischen Verhältnisse, die Prägung durch eine bestimmte Richtung der frühen Frauenbewegung, die Verbundenheit mit Paul Tillich.

In Köln wurde Ina Gschlössl, wie sie selber sagte, „gegen ihren Willen von der Kirchengemeinde abkommandiert“ für den Religionsunterricht in Berufsschulen, wo sie ab 1. November 1927 hauptamtlich eingesetzt wurde. Dabei war die Stadt ihr Arbeitgeber. Seltsamerweise ist sie dann in dieser Arbeit hängen geblieben mit Ausnahme der Zeit zwischen 1933 und 1945. Es spricht für sie, mit welcher Intensität sie sich in diese nicht von ihr gewollte Arbeit hineingefunden und sich ihr Leben lang für deren Entwicklung eingesetzt hat. Ihr starkes soziales Empfinden machte sie von Anbeginn an wach für die geistig Behinderten, denen sie in den Berufsschulen begegnete. Für sie hat sie sich stets in besonderer Weise eingesetzt.

Der Einbruch des Nationalsozialismus traf dann Ina Gschlössl — wie auch ihre drei Kolleginnen: Sie verloren alle ihre Stellen, weil sie nicht bereit waren, sich anzupassen. Als Grund für die Kündigung wurde für Ina Gschlössl vom Oberbürgermeister der Stadt Köln unter dem 8. November 1933 angegeben, daß sie „am 3. 7. 1933 in einer Religions-

stunde ungeziemende Bemerkungen über den Herrn Reichskanzler und andere Staatsmänner gemacht und sich über die Judenfrage in einer Art und Weise ausgelassen hat, die jedes Verständnis für den nationalen Standpunkt vermissen läßt“ (aus der „Vikarinnenakte des Ev. Konsistoriums der Rheinprovinz, LKA-Archiv, Düsseldorf). In einem Schreiben der Evangelischen Kirchengemeinde Köln an das Konsistorium vom 15. September 1933 wird davon gesprochen, daß ihre Entlassung zum 1. Oktober — nach sofortigem Unterrichtsverbot im Juli — veranlaßt wurde durch die Art, wie „sie vor der Klasse zur Judenfrage Stellung genommen hat“. Daß das eine eindeutige Stellungnahme war, weiß jeder, der Ina Gschlössl kennt und ihr Engagement in dieser Frage.

Die Kirchengemeinde Köln und auch das Konsistorium haben offensichtlich keinen Versuch unternommen, ihr im kirchlichen Bereich eine Arbeit zu geben oder sie jetzt das Vikariat machen zu lassen, was man ihr vorher nicht ermöglicht hatte. Die Anschauungen dieser Frau fanden bei beiden Instanzen wohl keine Zustimmung.

Ina Gschlössl verdiente sich das Notwendigste zum Leben, indem sie in zwei Familien je ein behindertes Kind unterrichtete. Nach einem Zeugnis von Superintendent Encke, mit dem sie in der Bekennenden Gemeinde in Köln verbunden war, hat sie sozusagen unter seinem Schutz eine Reihe Tätigkeiten ausüben können. Encke listet am 19. März 1946 einiges auf, womit sie zwischen 1938 und 1945 beschäftigt war, offenbar in Zusammenarbeit mit dem Gemeindedienst für Innere Mission. Es handelt sich dabei um fürsorgliche Tätigkeiten unterschiedlichster Art. Wesentlich ist dabei die Betreuung weiblicher Gefangener, darunter auch der politischen Gefangenen und der zum Tode Verurteilten, wie sie einmal berichtet hat. Superintendent Encke unterstreicht: „Als besonders schwieriges Gebiet war ihr allein aufgetragen die Betreuung der halbarischen und nicht-arischen evangelischen Christen in der Gemeinde Köln.“ Dabei unterstreicht er, daß „sie die schwierigen Verhandlungen mit den Behörden nicht gescheut hat“ (er sagt in dem Schreiben leider nicht, ob dies die Arbeit innerhalb der Außenstelle Köln des Büros Grüber war). Encke erwähnt, sie habe bei dieser Arbeit in der ihr eigenen Art sich auch besonders die theologische und seelsorgerliche Betreuung dieser Menschen angelegen sein lassen. Und zum Schluß stellt er fest, daß sie gerade auch nach Kriegsende durch „ihre klare kirchliche und politische Stellung sehr zum Neubeginn beigetragen“ habe. Nicht klar ist, ob sie in diesen Jahren in einem bezahlten Anstellungsverhältnis war oder ehrenamtlich gearbeitet hat. Sie ist Ende 1945 auf eigenen Wunsch aus dieser Arbeit ausgeschieden und hat sich beim Neubeginn des Berufsschul-Religionsunterrichts (BRU) engagiert, dessen Gesamtleitung ihr 1948 durch Superintendent Encke übertragen wurde.

Im Gegensatz zu den meisten rheinischen Städten blieben die Religionslehrer in Berufsschulen in Köln nach 1945 im Dienste der Stadt. Ina Gschlössl begann 1946 mit weniger als zehn Religionslehrern mit der ihr eigenen Energie. Es fehlten in der Trümmerstadt Klassenräume, Menschen mit der notwendigsten Vorbildung, ein Konzept für die Arbeit, Lehrpläne, Arbeitsmaterial. Aus diesem Nichts hat sie bis zu ihrer Pensionierung eine Arbeit geschaffen, die vorbildlich war, mit einer großen Arbeitsgemeinschaft der Unterrichtenden, in der theologisch wie methodisch-didaktisch gründlich gearbeitet wurde. Sie hat erreicht, daß den Religionslehrern eine Fürsorgerin zur Seite gestellt wurde. Ihr lag daran, daß im BRU der ganze Mensch in allen seinen Bezügen ernst genommen wurde. Das erforderte Verhandlungen mit Eltern, Betrieben, Ausbildern, Gewerkschaften, Parteien, wobei die Fürsorgerin Hilfe leisten konnte. Zum Arbeitskonzept gehörte auch die Möglichkeit einer sinnvollen Freizeit mit Kursen, gemeinsamem Feiern, wie auch gemeinsame Gottesdienste. Im Haus der Kirche in Köln standen ihr und ihren Mitarbeitern schließlich Räume dafür zur Verfügung. Hier haben auch oft die leitenden Berufsschulpfarrerinnen der rheinischen Kirche ihre Sitzungen halten können. In dieser Arbeitsgemeinschaft, die über eine Konzeption der Arbeit ebenso beriet, wie sie Lehrpläne ausarbeitete und sich an der Erstellung eines Lehrbuchs engagierte, hatte Ina Gschlössls Wort ein großes Gewicht. Dies gilt auch für die Schul- wie die Kirchenbehörde wie in der Konferenz der Landesarbeitsgemeinschaften für diese Arbeit. Unsachgemäße Vorschläge, falsche Ansätze entlarvte sie als solche. Sie war zu jedem Einsatz in dieser

Arbeit mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln bereit. Sie war ungewöhnlich hilfsbereit, dabei anspruchslos für sich selber. Es konnte ihr keiner die Achtung versagen.

Bei ihrer großen Begabung und umfassenden Bildung hätte ihr Weg auch anders verlaufen können. Die Geschehnisse zwischen 1933 und 1945 haben aber doch wohl eine entscheidende Bedeutung für ihr weiteres Berufsleben gehabt.

Heute lebt Ina Gschlössl in ihrem hohen Alter als kranker Mensch in der Nähe von Augsburg bei ihrer Nichte, ihrer einzigen Verwandten.

Pfarrerin i. R. Ilse Härter, Triftstr. 250, 4180 Goch 5.

Im folgenden dokumentieren wir Ina Gschlössls Beitrag zu dem von Leopold Klotz herausgegebenen Sammelband „Die Kirche und das Dritte Reich“, Bd. I, Gotha 1932. Walter Kühneth behauptete 1947 („Der große Abfall“), die „Dämonen“, die von den Nationalsozialisten Besitz ergriffen, hätten sich — insbesondere durch die Rede vom „positiven Christentum“ — so perfekt getarnt, daß ihre wahren Absichten nicht zu durchschauen gewesen seien. Wirklich nicht? Nicht von W. Kühneth, dessen Aufsatz in dem o. g. Sammelband als einziger Anerkennung bei Alfred Rosenberg fand, wohl aber von etlichen anderen Autoren (z. B. Emil Fuchs und Paul Tillich), unter denen sich auch eine scharfsinnige und weitsichtige Frau befand.

. (Die Red.)

Die Kirche und der Nationalsozialismus

Ina Gschlössl

Wenn man aufgefordert wird, im Rahmen dieser kurzen Äußerungen etwas über das Verhältnis unserer Kirche zum „Dritten Reich“ zu sagen, so befindet man sich weithin in der Notlage, daß das, was wir heute mit dem Wort „Nationalsozialismus“ bezeichnen, durchaus keine einfache und eindeutige Sache, sondern man möchte fast sagen, ein chaotisches Über- und Durcheinander der verschiedensten Meinungen ist. Das gilt von den nationalsozialistischen Rassetheorien, aber genau so gut von den religiösen Strömungen, die sich innerhalb dieser Bewegung geltend machen. So scheint es, daß das, was Hitler in seinem Werk „Mein Kampf“ über den Nationalsozialismus und sein Verhältnis zum Christentum sagt, in der gleichen Richtung liegt wie die bekannten Ausführungen Rosenbergs, wenngleich auch wohl beides nicht zur völligen Deckung zu bringen ist. Aber selbst, wenn man diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen sucht, indem man sich zu einer solchen Auseinandersetzung z. B. an Hitlers Buch und an das offizielle Programm der Partei hält, so bleibt die Tatsache bestehen, daß man sich fragen muß: Wie weit redet Hitler hier als Politiker, — wie weit sucht er durch die Art seines Redens die Masse für sich zu gewinnen, — wie weit ist es ihm *sachlich* ernst mit dem Gesagten?

Diesen Fragen hier nachzugehen, würde zu weit führen, — es kann hier nur der Versuch unternommen werden, an einigen wenigen Punkten, die der Nationalsozialismus als Partei offiziell proklamiert, zu fragen, wie diese politische Bewegung zu unserer Kirche, zur Religion überhaupt steht.

Nun könnte es ja so scheinen, als sei solch theoretische Betrachtung der Dinge überflüssig, zumal es doch den Anschein hat, als seien große Teile der evangelischen Kirche auf Grund ganz bestimmter Ideologien — Blutszugehörigkeit als in Gottes Schöpfungsordnung begründet, Volkstum als höchste, gottgegebene Pflicht des Christen usw. — der Bewegung des Nationalsozialismus bedingungslos zugefallen, Theologen sowohl als Nichttheologen und andere Gruppen, die dem Nationalsozialismus kritischer gegenüberstehen, meine, man täte besser, die Dinge einfach an sich herankommen zu lassen und zu sehen, was daraus wird.

Aber selbst demjenigen, der an solcher Diskussion kein Interesse hätte, müßte deren unbedingte Notwendigkeit aufgehen in Anbetracht der kommenden Kirchenwahlen. Was darf, was muß unsere Kirche erwarten von dieser politischen Partei? Mit welchen Forderungen, Wünschen und Anregungen tritt die Partei an die Arbeit innerhalb der kirchlichen Körperschaften heran? Das sind Fragen, die uns angehen, die es beizeiten zu bedenken gilt, soll sich die Kirche nicht einfach von den Ereignissen überrennen lassen.

Greifen wir zunächst den Punkt 24 des nationalsozialistischen Parteiprogramms heraus, in dem es heißt:

„Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- oder Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen.“

Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden. Sie bekämpft den jüdisch-materialistischen Geist in und außer uns und ist überzeugt, daß eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von innen heraus auf der Grundlage: Gemeinnutz vor Eigennutz.“

„... wahres Christentum aber kann nur durch Sozialismus bestehen und gefestigt werden. Um den deutschen Sozialismus zu erreichen, stehen wir ständig im Kampf gegen Gottlosenbewegung und den übrigen internationalen Schwindel. Im Kampf gegen eine Weltanschauung, deren Anhänger in Rußland und Spanien Kirchen und Klöster verbrennen und die Priester verjagen.“

Alle anderen Parteien stehen diesem Geschehen tatenlos gegenüber; die Gefahr der Gottlosigkeit und Sittenverderbnis war nie größer als heute...“ (Flugblatt, verantwortlich Frau A. Hoffmann, Essen.)

Die Zahl derartiger Äußerungen ist Legion, — bekannt ja auch, daß Hitler sich selber zum positiven Christentum bekannt hat, — was uns nicht sehr viel zu heißen scheint, sofern dies Bekenntnis nicht überhaupt und nur politisch gemeint ist. Er als Katholik hätte Anlaß gehabt, sich zur katholischen Kirche zu bekennen und seine evangelischen Mitarbeiter zur evangelischen. Sollte diese Formulierung absichtlich so unbestimmt sein, um eine mangelnde Ernsthaftigkeit zu verdecken? Politisch geschickt scheint es ja auch, daß man sich zum Anwalt der Kirche aufwirft, gegen die Gottlosenbewegung Stellung nimmt, damit seine kirchliche Interessiertheit bekundet und seinen Willen zu aktiver Arbeit. Es will uns scheinen, als ob Theologen und Nichttheologen weithin dieser recht äußerlichen und in ihrem Wert nicht eindeutigen Argumentation zugestimmt hätten und nun vom Anbruch des „Dritten Reiches“ auch das goldene Zeitalter, wenn nicht mehr, für unsere evangelische Kirche erwarteten.

Aber, was berechtigt denn zu solch hochgespannten Erwartungen? Ist es denn wahr und wirklich, daß die christlichen Kirchen in einem nationalsozialistisch regierten Staat ihre Freiheit haben, so wie sie sie fassen und verstehen müssen: Freiheit, das unverfälschte biblische Evangelium von der Vergebung in Christus zu verkündigen? Nach welchem Maßstab soll denn die Freiheit der religiösen Bekenntnisse geduldet sein? Es heißt da: „... soweit sie nicht den Bestand des Staates gefährden oder gegen das Sittlichkeits- oder Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen.“

Zunächst einmal: Niemand wird sich so weit versteigen, von einem Parteiprogramm eine theoretisch-theologische Unterbauung zu verlangen, aber hier wird doch vollkommen deutlich, daß der nationalsozialistische Staat die politische „Harmlosigkeit“ der Kirche verlangt, — es scheint nicht, als ob das nun heißen sollte, daß Kirche und Politik nichts miteinander zu tun hätten, — das wäre ja auch eine sehr fragwürdige Erkenntnis, — es scheint eher zu bedeuten, daß der Staat weder von ihnen beurteilt noch in Frage gestellt werden will, vielleicht sie sogar noch für seine Zwecke nutzbar zu machen wünscht.

Freilich, meinen die Nationalsozialisten, *der* Staat liefere sich selbst ans Messer, der der im Christentum neben anderen Tendenzen vorhandenen revolutionären Tendenz nicht Halt geböte; — aber, wenn schon der Staat das eigentlich normgebende Prinzip ist und die Religionen gemessen und beurteilt werden sollen nach ihren staatserschöpfenden oder staatsgefährdenden Tendenzen, — was soll dann noch die Geste, mit der man sich zum alleinigen Beschützer und Verteidiger der in ihrem Gehalt geschädigten Kirche aufwirft?

Stellen wir uns einmal ernsthaft vor die hier gar nicht theoretisch gemeinte Frage: Was würde im nationalsozialistischen Staat geschehen, wenn der Theologe zu predigen hat über das Wort Christi vom Zinsgroschen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist?“ Das heißt doch: Zahlt eurem Unterdrücker den auferlegten Tribut, —

aber: Gebt vor allem Gott, was Gottes ist, — nur darauf kommt es an! Kann und wird es da nicht geschehen, daß man dies Wort entweder umzubiegen versucht, oder aber sagt: diese Auffassung Jesu widerspricht auch dem allergeringsten germanischen Sittlichkeits- oder Moralgefühl, — es widerspricht ja auch, was eigentlich kein Nationalsozialist zugeben dürfte, dem Staatsgefühl des jüdischen Volkes, dessen nationalistische Gruppe — die Pharisäer — die Fremdherrschaft nur mit Ingrimme ertrug und alle die haßte, verachtete, als Vaterlandsverräter und Söldlinge der Feinde brandmarkte, die anders dachten. Dies Wort vom Zinsgroschen und viele andere Worte mehr aus dem Neuen Testament müßten umgedeutet oder verschwiegen werden, weil sie dem vom Nationalsozialismus geforderten und in den Himmel gehobenen germanischen Wehrwillen ins Gesicht schlagen.

Gleiches und Ähnliches müßte beanstandet werden in bezug auf die christlichen Forderungen der Nächstenliebe, der Feindesliebe. Wer will sich zum Schützer und Erhalter der Kirche Christi aufwerfen und will übersehen oder es nicht wahrhaben, daß gesagt ist: „die Rache ist mein, ich will vergelten!“ Daß da vergeben werden soll, immer wieder, daß Böses nicht mit Bösem, sondern nur mit Gutem überwunden werden muß. Wer es wagt, den radikalen Ernst dieser Forderungen wegzudeuten oder sie als für das Handeln im Staat ungültig hinzustellen, der spottet damit nicht über theologische Schulmeinungen, sondern über Christus selbst.

Was aber soll aus unserer Kirche und ihrer Verkündigung werden, wenn extreme Vertreter des Nationalsozialismus gerade darin germanische Edelart und arisches Heldentum sehen, daß der Mann auf sich gestellt sei, sich durch seinen Heroismus selber rechtfertige und also die Erlösung aus Gnaden gar nicht mehr braucht? Sollte nicht eine Auffassung wie die Rosenbergs im „Mythus des 20. Jahrhunderts“, die man wohl beinahe als immanenten Pantheismus bezeichnen könnte, in der gleichen Richtung gehen und der Verkündigung der in Christus erschienenen Gnade Abbruch zu tun drohen?

Ein anderer Punkt, an dem die Beziehungen von Nationalsozialismus und Kirche sehr deutlich werden, ist die Rassenfrage, d. h. die Judenfrage. Auch hier das gleiche, verworrene Bild: Wer denn nun die reine germanische Rasse vertritt, ist verschieden beantwortet; ihre rein blutsmäßige Überlegenheit überall gefordert, aber unzulänglich und schlecht bewiesen; mit dem trübsten Fanatismus wird über die jüdische Rasse gescholten, — und alles, was man für ihre körperliche, seelische und sittliche Unterwertigkeit ins Feld führt, sieht zwar aus wie Wissenschaft, ist aber zum größten Teil aus bewußter Tendenz geboren und daher Pseudowissenschaft. Wo ist denn der wirklich wissenschaftliche, d. h. unvoreingenommene Beweis dafür erbracht, daß die Juden innerhalb unseres Volkskörpers die Quelle alles Bösen, der Inbegriff aller Feigheit und Unmoral sind? Freilich, — nach Hitler ist Angst vor Chauvinismus gleich Impotenz, und das gerechte Abwägen eines Urteils Sache der hoffnungslosen Intellektuellen —, aber auf die Gefahr hin, darunter gezählt zu werden: Wer wagt denn, auf Grund der jüdischen Geschichte zu behaupten, daß die Juden einst in ihres Volkes Geschichte moralisch minderwertig, feige, nur internationale Händler mit völkerschädigendem Einfluß waren? Sie waren doch fest eingesessene Bauern in Kanaan, sie haben heldenhaft gekämpft.

Aber, so könnte man entgegenen, sie sind *heute* feige, internationale Handelsleute, moralisch und religiös unterwertig — nur fragt sich dann, woher sie das geworden sind, und ob nicht die Bedrückung und Ächtung vieler Jahrhunderte sie verdorben hätten —, das heißt, ob nicht ihre „Wirtsvölker“ mit Schuld tragen an ihrem Verfall. Nicht einmal derartige Einsichten finden sich bei den fanatischen Rassetheoretikern, sie behaupten einfach, im Judentum als Rasse stecke blutsmäßig das absolute Böse und sei nicht auszutilgen. Es bliebe freilich zu fragen, ob es nicht wenigstens einzelne Juden gäbe, die tapfer, gütig und weise, fromm und gottgehorsam sind, und ob es nicht umgekehrt auch unter denen, die sich Germanen nennen, Feiglinge, Schwächlinge, Händlernaturen gibt — wie, wenn andere Rassen so verallgemeinerte Urteile über uns als „wissenschaftlich erwiesen“ abgäben?

Nirgends im ganzen Neuen Testament wird ein Mensch verdammt oder als unfähig zum Heil und zur Erlösung in Christus bezeichnet auf Grund seiner Rassenzugehörigkeit!

Und selbst, wenn man einmal den Fall setzen würde, die Juden seien wirklich als Juden die Quelle alles Verderbens und der Brunnen alles Unheils für unser Volk —, so bestünde auch dann noch die Christenpflicht, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, sich nicht zu rächen.

Gewiß, wenden die Nationalsozialisten ein, sie werden die Juden nicht verfolgen, quälen, sondern sie nur entrechten, unter Gastrecht stellen usw. —, aber mit welchem entsetzlichen, unmenschlichem Fanatismus wird der Judenhaß den Menschen beigebracht, man denke nur an Hitlers Buch, das in der Beziehung fast unüberbietbar sein dürfte, an die Parteiversammlungen, auf denen in unglaublicher Weise gehetzt wird und gedroht —, „Köpfe werden rollen —, gehetzt wird doch —, haut sie, daß die Lappen fliegen“ usw. Würde man auch noch versuchen, dergleichen in großen Versammlungen als in der Hitze des Gefechts unterlaufen zu entschuldigen —, in einem Buch ist das nicht zu entschuldigen bei dem Führer einer Partei, die sich für die einzige Beschützerin des verfolgten Christentums hält.

Wer heute hetzt, mit Gewalttat droht, der hat sich morgen mit der Schuld für Totschlag und alle Rohheit belastet. Und sollten diese Worte nur als Schlagworte zur Bearbeitung der Masse gedacht sein —, wie wirken sie auf die Menschen, wozu treiben sie sie? Sollte dem Christen zur Erreichung eines wohlgemeinten Zieles jedes Mittel recht sein? Müssen wir nicht auch für unsere Art der politischen Kampfführung Rechenschaft abgeben?

Jenes berüchtigte: „right or wrong — my country“ scheint hier mehr zu gelten als die christliche Forderung der Liebe. Der Vergötzung des eigenen Volkes, des germanischen Blutes entspricht die Absolutsetzung der eigenen Position, die durchzusetzen alle Mittel recht zu sein scheinen.

Es ist schon mehr als bedenklich, wenn die Wahlen für die kirchlichen Körperschaften, die über Leben und Gestaltung unserer Kirche entscheiden, unter außerkirchlichen, d. h. hier politischen Gesichtspunkten geschehen. Aus dem Programm des „Evangelischen Nationalsozialisten“, Rundschreiben Gau Schlesien, 1932, geht mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit hervor, daß der Nationalsozialismus sich der Kirche zu bemächtigen sucht —, vollkommen unklar bleibt bis jetzt und scheint auch nicht zu erfahren, *wie* denn die Vertreter des Nationalsozialismus in den kirchlichen Körperschaften zu arbeiten gedenken —, ob sie die synodalen Verfassungen bestehen lassen oder sie in Analogie zu ihrem politischen System unter autokratische Führung stellen werden, welchen Einfluß auf die Behörden sie ausüben wollen usw. Und wenn auf ihrem Programm steht, daß sie die Reinigung und Reinhaltung der germanischen Rasse als uns von Gott für alle Ewigkeit gegebene Pflicht ansehen, so könnte und müßte die Kirche darauf nur antworten, daß es in der Kirche Christi und in ihrem Auftrage geht um die Herrschaft Gottes, die nicht „von dieser Welt“ ist —, und daß es ihr niemals gehen kann um die Verabsolutierung einer Blutzugehörigkeit und die Reinigung einer Rasse —, Dinge, die zu diesem Äon gehören und mit ihm vergehen müssen, die nicht von Ewigkeit sind.

Wenn man trotz aller Unklarheit und Unsicherheiten, mit allen gebotenen Vorbehalten heute schon ein Urteil über die Religiösität des Nationalsozialismus wagen sollte, so dürfte man sie kaum als „positives Christentum“, weder evangelischer noch katholischer Ausprägung bezeichnen, sondern vielmehr als heidnische Naturreligion, auf Grund einer Theologie des Blutes, der Rassenzugehörigkeit. Darüber hilft auch die falsch verstandene Begründung durch die göttliche Schöpfungsordnung nicht hinweg.

Alles in allem: Wenn unserer evangelischen Kirche gelegen wäre an Macht und Ehre, an „Prestige“, so würde man schon sagen müssen, daß sie an diesen Gütern im „Dritten Reich“ nur gewinnen könnte und müßte. Was hat sie zu erwarten, wenn sie in menschlicher Sucht nach Gütern dieser Welt, in Blindheit gegen ihren Auftrag, bedenkenlos all

diese heidnisch-religiösen, politischen, weltlichen Strömungen ungefragt und unkritisiert in sich einmünden läßt? Doch eine schlimme Bedrohung ihrer christlichen Substanz, eine Verkürzung ihres tiefsten Gehaltes, die nie und nimmer ausgeglichen oder gut gemacht werden kann durch noch so großen äußeren Aufschwung.

Der Kirchenkampf (1933—1945) und das Darmstädter Wort (1947)

Noch einmal zum Fall Prolingheuer

Wolfgang Schweitzer

Zu meiner Kritik an Hans Prolingheuers Umdeutung des Kirchenkampfes von 1933 bis 1945 (JK 5/88) habe ich eine ganze Reihe dankbarer Zuschriften erhalten. Z. B. schrieb mir eine Altersgenossin, sie hätte schon früher „auf Entgegnungen in der JK gehofft und war tief enttäuscht, daß so lange nichts erfolgte“. *Eberhard Bethge* schrieb, er habe den Aufsatz „gespannt und mit Zustimmung gelesen. Es ist sehr schade, daß Prolingheuer seine Sicht und Darstellungen oft so überzieht, weil er ja sonst wirklich Wichtiges sagt und Quellen erschließt... Es ist gut, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben“. — Auch Prolingheuers Antwort in JK 10/88 (S. 553—560) enthält nun eine Reihe von Äußerungen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen.*)

Prolingheuer meint, ich hätte ihm die These nur „angedichtet“: „Im Grunde hat es gar keinen Kirchenkampf gegeben, jedenfalls nicht zwischen 1933 und 1945 (eher davor und dann wieder danach (253)“. Daß er den Begriff Kirchenkampf auf die Zeit vor 1933 und nach 1945 (bis 1969) erweitert hat, bestreitet er nun zwar nicht. Er sollte dann auch nicht länger bestreiten, daß der Begriff dadurch einen Sinn erhält, den er bisher nicht hatte.

Was ist dann bei Prolingheuer das Besondere der Jahre 1933—1945? Er beruft sich jetzt darauf, daß das erste Kapitel seines „Darmstadt“-Buches (in seiner Zählung, die ich im Folgenden übernehme: III) doch die Überschrift trägt: „Der ‚Evangelische Kirchenkampf‘ — ein Kampf an falschen Fronten“ (III, 29 = JK 88/557). Tatsächlich heißt es aber nun im ersten Satz genau dieses Kapitels: „Das ‚Darmstädter Wort‘ erklärt den sogenannten ‚Evangelischen Kirchenkampf‘ als einen... Kampf an falschen Fronten.“ Also ist es doch Prolingheuers Meinung: Der von anderen „so genannte ‚Kirchenkampf‘ hätte eigentlich ganz anders benannt werden müssen — weil es eben ein Kampf an falschen Fronten war. Ob diese seine Meinung auch die des Darmstädter Wortes war, wird gleich unsere Hauptfrage sein. Daß Prolingheuer selbst den Begriff Kirchenkampf für die Zeit vor 1933 für zutreffender hält, sieht man an dem Satz, auf den ich schon im Maiheft der JK hinwies: „Ja, der Kirchenkampf gegen die verhaßten Träger der Revolution und das demokratische ‚System‘ seit 1918 hatte mit dem Sieg Adolf Hitlers sein glückliches Ende gefunden“ (II, 54, zit. JK 254). Alle waren nun zufrieden, daß es keinen Streit mehr mit dem Staat gab, daß die Demokratie beseitigt war! Es ist nicht sehr sinnvoll, wenn man die nachfolgende Periode noch „Kirchenkampf“ nennt: Die das tun, verschleiern doch nur, wie dankbar sie Hitler waren und bleiben... Anders kann man Prolingheuer doch wohl nicht verstehen. Ich soll seine Bücher nicht genau gelesen haben? Nein, ich bin es gewohnt, anspruchsvolle Autoren beim Wort zu nehmen. Aber vielleicht wollte Prolingheuer das bei seiner schillernden Begriffswahl nicht.

*) Im Folgenden sind in Klammern gesetzte einfache Zahlen Hinweise auf Seiten im laufenden Jg. 1988 der JK — Bei Prolingheuers Büchern wird bei dem Buch über *K. Barth* eine I, bei der Kl. Kirchengeschichte eine II und bei dem „Darmstadt“-Buch eine III vorangestellt (wie er 554, Anm. 1 vorschlug, abweichend von meinem Aufsatz im Mai-Heft).